

Aggressiv? Auf jeden Fall. Aber ich habe nie erlebt, dass Sara jemand anderem als sich selbst geschadet hat. Man kann es wohl am besten so umschreiben, dass sie eine untrügliche, fast schlafwandlerische Fähigkeit besitzt, sich immer genau für die Alternative zu entscheiden, die die schlechteste ist, und immer für den Weg, der ihr den maximalen Schmerz bereiten wird. Sie scheint eine Art eingebauten, unzerstörbaren Via-Dolorosa-Kompass im Schädel zu haben.

Nach dem Bruch mit der »Scheißsozialarbeitervettel« folgte die Einweisung in eine Pflegefamilie. Als Sara fünfzehn war, vergewaltigte ihr Pflegevater sie wiederholte Male. Sara tat das aus ihrem Gesichtspunkt einzig Logische und versuchte wegzulaufen. Tatsache ist, dass es ihr mehrere Male gelang, sie aber immer wieder aufgegriffen und von den peniblen lokalen Ordnungsmächten zurück in die Pflegefamilie gebracht wurde. Und hier manifestierte sich ihr destruktives, selbstschädigendes und sexuell ausagierendes Verhalten erst richtig.

Als Sara achtzehn Jahre alt war, bekam sie zum ersten Mal eine echte psychiatrische Diagnose: Borderline-Persönlichkeitsstörung. Wie üblich nützte es nichts, dass es der Psychiatrie gelang, das in Worte zu kleiden, was ihr fehlte. Es ging ihr immer schlechter. Kurz danach wurde sie für zwei Monate in einer psychiatrischen Klinik aufgenommen wegen ihres vermutlich durch Drogen verursachten psychoseähnlichen Zustands. Sara selbst redet von der Psychiatrie als »die Hölle«, und ich nehme an, dass sie bei ihrem Abstieg dorthin mehr oder minder alle Ambitionen aufgegeben hat, jemals ein normales Leben führen zu können, ein »Mustermann-Leben«, wie sie es selbst immer nennt. In Saras Fall folgte der Zeit in der psychiatrischen Institution eine Periode immer intensiveren Drogenmissbrauchs, und ein halbes Jahr nach ihrer Entlassung aus der Psychiatrie wurde Sara zwangsweise in die staatliche Entzugsanstalt in Norrtälje eingewiesen, um ihren Missbrauch von Drogen, die zu diesem Zeitpunkt hauptsächlich aus Amphetaminen und synthetischen Halluzinogenen bestanden, in den Griff zu bekommen.

Dann geschah etwas. Unklar, was. Nicht einmal Sara kann es anders erklären als mit den Worten, sie habe einfach beschlossen zu leben. Und nicht zu sterben.

Und heute? Drogenfrei seit zwei Jahren, eine eigene Wohnung im Stockholmer Midsommerkransen-Viertel. Arbeitslos. Viele Freundinnen und noch mehr Freunde.

Sara ist wirklich ein Veteran, was die Psychiatrie angeht. Sie ist nach allen Regeln der Kunst analysiert worden. In der Kinderpsychiatrie, in ambulanten psychiatrischen Einrichtungen und den geschlossenen Anstalten. Sie hat mehr Sozialarbeiter, Betreuer, Psychologen und Psychiater gesehen, als ich je Patienten hatte. Das verpflichtet. Manchmal habe ich das Gefühl, als wäge sie meine Kommentare ab, kategorisiere mich und sortiere mich gedanklich in eine Rangordnung von Hirnverdrehern ein. Sie kann Kommentare von sich geben, die zweifellos von meinen Vorgängern stammen: »Ja, sicher, aber haben Sie auch die wachsende Konkurrenz unter den Geschwistern bedacht, die ein Resultat der frühen Trennung meiner Eltern war?« oder »Ich gebe ja zu, dass das schrecklich ödipal klingt, aber manchmal habe ich wirklich geglaubt, dass Göran mich auf seine Art geliebt hat.«

Ich denke an Saras dünne, vernarbte Beine und Arme. Sie sehen aus wie ein Bahnhof, auf dem sich die Gleise mal kreuzen, mal parallel nebeneinander verlaufen. Man nennt sie auch »Ritzer«. Mädchen, die sich selbst verletzen, um ihre Angst zu dämpfen.

Aber natürlich ist Sara viel mehr als eine psychiatrische Diagnose: Sie ist intelligent, Experte im Manipulieren und tatsächlich ziemlich unterhaltsam, wenn sie in der richtigen Laune ist. Jetzt soll sie wieder rehabilitiert werden. An das *normale* Leben angepasst werden, das sie niemals hatte und sicher niemals bekommen wird.

Angepasst werden. Sich anpassen.

Ich lege die Hand auf ihre Akte – dick wie eine Bibel ist sie -, mit den Berichten der Sozialämter, den Aktenauszügen von der ambulanten psychiatrischen Betreuung und der geschlossenen Anstalt. Gedankenverloren lasse ich die Finger über die Seiten gleiten. Mein Blick bleibt bei den Aufzeichnungen aus dem St.-Görans-Krankenhaus hängen, aus der Zeit, als Sara in die Psychiatrie aufgenommen wurde.

**Patientin:** Sara Matteus, Personenidentifikationsnummer: 821123 – 0424

**Kontaktaufnahme:** Pat. kommt akut in die Psych. 18.37 Uhr auf Veranlass. der Polizei Norrmalm, nachdem sie wegen Ladendiebstahls bei Twilfit im Einkaufszentrum festgenommen wurde. Da Pat. sich verwirrt und aggressiv verhielt, wurde sie von Polizei zur Aufnahme in die Psych. gebracht.

**Aktuell:** Pat. ist eine 18-jährige Frau mit Drogenproblemen und Angststörungen. Sie war schon früher in Kontakt sowohl mit der Jugendpsych. als auch der psych. Ambulanz (Vällingby, ambulante psychiatrische Klinik). Momentan hat Pat. keinen psych. Kontakt und auch keine Medikation. Pat. erklärt selbst, dass es ihr sehr schlecht geht und sie Hilfe braucht. Sie ist zeitweise klar ansprechbar und klagt dann über große Ängste und kann berichten, dass sie Drogen genommen hat, kann sich aber nicht erinnern, welche. Ansonsten aggressiv, zeigt Zeichen paranoider Zwangsvorstellungen dahingehend, dass sie von Sozialarbeitern und Polizei verfolgt wird. Pat. weist Zeichen von Eigenverletzungen auf (Narben und Wunden an den Unterarmen und an der Schenkelinnenseite).

Ich lasse seufzend die dicke Patientenakte los, so dass sie mit einem dumpfen Knall zu Boden fällt. Ich habe meine Dosis an Sara Matteus für heute gehabt. Es ist Zeit zu lüften und mich auf Ilja vorzubereiten, die russische Mutter eines Säuglings, die ihren schwedischen Mann via Internet kennen gelernt hat. Die so tüchtig und angepasst ist und als OP-SCHWESTER im privaten Sophia-Krankenhaus arbeitet, aber unter dem ununterdrückbaren Zwang leidet, im Gartenschuppen der Familie alle Messer und Scheren zu verstecken, aus Angst, sie könnte ihr Baby mit einem scharfen Gegenstand verletzen.

Es könnte ein Idyll sein.

Mein Haus ist klein und liegt nur einen Steinwurf vom Strand entfernt. Große Terrassenfenster nehmen die ganze Breitseite zum Wasser ein. Es ist ein helles Haus. Der Boden ist mit alten, dicken, abgetretenen Kieferbohlen bedeckt, zwischen denen tiefe Spalten laufen, angefüllt mit dem Staub mehrerer Jahrzehnte.

In der Küche muss sich die Originaleinrichtung aus den Fünfzigerjahren mit abgeschmirgelten Schiebetüren aus vormals blau gestrichenen Sperrholzbrettern mit neuen Küchengeräten arrangieren. Das Schlafzimmer zeigt auf die Klippen der einen Buchtseite, und durch das große Fenster kann man das Meer sehen, selbst wenn man im Bett liegt, das viel zu breit für mich ist.

Badezimmer und Toilette liegen in einem separaten Gebäude; dem kleinen Häuschen, das einmal der Holzschuppen war. Um dorthin zu gelangen, muss ich durch die Tür an der Frontseite nach draußen und zwischen den Rabatten mit den Buschrosen entlang.

Vor den Häusern breitet sich eine kleine Grasfläche aus. Unkraut und Gestrüpp machen alle traditionellen Rasenbemühungen unmöglich. Stattdessen habe ich zwei kleine Trampelpfade durch die wild wuchernde Vegetation gelegt; einen zu dem schiefen alten Anleger und einen zu den Klippen.

Am Strand wachsen Fetthenne, Heide und Grauer Thymian wild durcheinander. Kleine, windgepeitschte Zwergkiefern klammern sich an die hohen Klippen, hinter denen der Wald und die Wildnis beginnen. Obwohl ich nicht einmal eine Stunde von Stockholm entfernt wohne, liegt das nächste Haus fast einen Kilometer entfernt.

Es war Stefans Idee, hier zu wohnen, spartanisch und nahe der Natur, nahe den Tauchmöglichkeiten. Es klang wie ein guter Vorschlag. Damals. Kein Traum war zu naiv, keine Idee zu verwegen für mich. Jetzt kann ich das nicht mehr sagen. Mit der Einsamkeit ist auch eine sonderbare Passivität über mich gekommen; eine Glühbirne zu wechseln scheint mir wie eine große Sache, und den Holzfußboden zu streichen wie ein nicht durchführbares Projekt – unmöglich in einzelne Arbeitsschritte einzuteilen. Umziehen geht schon gar nicht. Ich wüsste nicht, wo ich anfangen sollte.

Meine Freunde betrachten mich mit einer Mischung aus Mitleid und Besorgnis, wenn sie mich besuchen. Sie sind der Meinung, ich sollte Stefans Sachen wegräumen: den Rasierapparat aus dem Badezimmer, die Tauchutensilien aus dem Abstellraum, die Kleider aus dem Schrank, die Armbanduhr vom Nachttisch, die ich nachts umklammere, wenn die Sehnsucht zu groß wird.

»Du kannst doch nicht in einem Mausoleum leben«, pflegt Aina zu sagen und mir dabei vorsichtig übers kurze Haar zu fahren.

Natürlich hat sie Recht. Ich sollte Stefans Sachen wegschaffen. Ich sollte *Stefan* wegschaffen.

»Du arbeitest zu viel«, sagt sie dann mit einem Seufzer. »Besuch mich doch mal ein Wochenende.«

Ich lehne immer dankend ab. Es gibt ja so viel zu tun am Haus, und da sind so viele Protokolle, die geschrieben werden müssen. Papiere, die geordnet werden müssen. Dann lächelt Aina jedes Mal, als wüsste sie, dass ich lüge, was ich natürlich auch tue.

Manchmal wohnt Aina bei mir, statt die Wochenenden in Södermalms lärmenden Kneipen in Gesellschaft von Männern zu verbringen, deren Namen sie bald wieder

vergessen wird. Dann essen wir Muscheln in Wein, trinken Unmengen an billigem Weißwein dazu und reden über unsere Patienten oder Ainas Typen. Oder über nichts Besonderes. Wir springen nackt von den Klippen und hören viel zu laut David Bowie, so dass die Tiere des Waldes erschreckt aufblicken.

Danach erscheint das Haus jedes Mal noch leerer als vorher, die Fenster starren wie große leere Löcher aufs Meer, und die Stille ist ohrenbetäubend. In der Regel habe ich einen Kater, und da ich zu träge bin, zum Einkaufen zu fahren, esse ich Vanilleeis zu Mittag und Nudeln mit Ketchup abends. Dazu ein paar Gläser Wein. Ich achte penibel darauf, alle Lampen einzuschalten, wenn der Abend kommt, denn ich mag die Dunkelheit nicht. Es ist, als verwischte die Abwesenheit des Lichts die Grenzen zwischen mir und meiner Umgebung. Das erschreckt mich mehr, als ich zugeben will, und ruft das Gefühl hervor, das ich am besten kenne: Angst.

Ich habe mich jetzt seit mehreren Jahren mit der Angst beschäftigt und kann ohne Übertreibung sagen, dass ich ihr nahestehe, so nahe, dass ich inzwischen nicht mehr registriere, wenn sie sich in der Dämmerung nähert. Stattdessen heiße ich sie resigniert willkommen wie einen alten, wenn auch nicht gerade gern gesehenen Gast.

Das ist auch der Grund, warum ich bei eingeschalteten Lampen schlafe. Ich bin also Therapeutin. Approbierte Psychologin. Staatlich anerkannte Psychologin. An der Praxistür steht es klar und deutlich auf dem glänzenden Messingschild: Södermalms Psychotherapiepraxis. Doktor der Psychologie. Doktor der Psychotherapie. Siri Bergman.

Ab und zu frage ich mich, wie meine Patienten wohl reagieren würden, wenn sie wüssten, dass diese scheinbar so ruhige, kompetente Frau, an die sie sich mit all ihren Geheimnissen und Ängsten wenden, nicht allein in einem dunklen Raum schlafen kann. Was würden sie von meiner Unfähigkeit halten, mich mit meinen eigenen schwarzen Löchern zu konfrontieren, während ich fordere, dass sie sich den ihren nähern? Bei diesen Gedanken kommt die Scham; ich bin eine schlechte Therapeutin, ich bin gescheitert, ich sollte darüber hinweggekommen sein.

Sollte weiter sein.

Aina lacht mich dann immer aus und weist auf mein Kontrollbedürfnis hin und meinen Perfektionismus. »Du bist nicht gleichzusetzen mit deinem Beruf«, sagt sie. »Therapeutin zu sein, das ist doch keine *blöde Berufung*. Du kommst her, hast pro Tag deine vier Patienten, und dann gehst du nach Hause und bist Siri. Gescheitert, depressiv, passiv und phobisch zu sein, das sollte dich sogar zu einer besseren Therapeutin machen. Solange du es nicht im Beisein deiner Patienten bist. Das solltest du übrigens schon in der ersten Stunde deiner psychologischen Ausbildung gelernt haben.«

Und Aina muss es wissen, denn ihr Name steht unter meinem auf dem glänzenden Messingschild: Aina Davidsson. Doktor der Psychologie. Doktor der Psychotherapie.

Aina und Siri. Ein Begriff seit den ersten nervösen Wochen an der Stockholmer Universität. Das Merkwürdige ist nicht, dass wir immer noch Freundinnen sind. Das Merkwürdige ist, dass wir unseren Traum von einer eigenen Praxis verwirklicht haben.

Wir haben noch einen weiteren Kollegen. Sven Widelius, einen alten Fuchs, der seit mehr als zwanzig Jahren als Therapeut arbeitet. Im Prinzip teilen wir uns die Räume, den

Empfang und die Kaffeeküche. Unsere Zusammenarbeit beschränkt sich genau darauf. Die Praxis liegt am Medborgarplatz, im selben Gebäude wie die futuristischen Verkaufsräume der Söderhallarna, einer modernen Einkaufsmeile, nur ein paar Stockwerke höher.

Jeden Werktag stehe ich vor unserer Tür und schnappe nach Luft, nachdem ich die Treppen hinaufgelaufen bin. Ich schaue das polierte Schild an, überlege, zögere und stecke schließlich den Schlüssel ins Schloss.

So auch an diesem Tag. Es ist Mitte August. Der Sommer ist so intensiv schön auf eine gefährliche, fast ein wenig erotische Art. Die Düfte und Ausdünstungen der Natur sind schwer und süßlich und verursachen ein mulmiges Gefühl, verstärkt noch durch die drückende Hitze. In der Stadt vermischt sich der metallische Gestank von Abgasen und der Luftverschmutzung mit den Essensgerüchen der Restaurants und Würstchenbuden. Und mitten in dieser Geruchskakophonie gibt es ihn, den nicht zu ignorierenden Geruch nach Verwesung.

Das Grün vibriert vor Intensität, und in der Stadt wie auch daheim bei meinem Häuschen ist die Luft erfüllt von Tausenden von Fliegen und Insekten. Wenn ich zwischen Bushaltestelle und meinem Häuschen unterwegs bin, kann ich das Geräusch kriechenden, sich schlängelnden, primitiven Lebens hören. Ich kann sehen, wie das Grün des Waldbodens von Millionen von Insekten vibriert, und fühlen, wie jeder Schritt unzählige winziger Organismen zerquetscht und neue Biotope von heruntergetrampeltem Moos, zerdrückten Ameisen und Käfern schafft. Für mich stellt die fleischige Sinnlichkeit des Sommers den Höhepunkt des Jahres dar.

Aber der Sommer stellt auch seine Anforderungen. Der Sommer fordert Freude und Leben, gesellige Zusammenkünfte und Ferien. Mein Sommer in diesem Jahr hat in einem erzwungenen Besuch im Ferienhaus meiner Eltern in den Wäldern von Sörmland bestanden. Eine Woche musste ich bleiben und die Besorgnis meiner Eltern und Geschwister ertragen, bevor sie mich endlich wieder gehen ließen. Ich konnte die Furcht direkt hinter dem Lächeln meiner Mutter sehen und in der Art, wie meine Schwestern mich behandelten, als wäre ich aus zerbrechlichem Porzellan. Und im Versuch meines Vaters, sich mit mir zu unterhalten, war die Panik direkt unter der Oberfläche zu spüren. Ich zweifle daran, dass irgendeiner von ihnen mich vermisst hat, nachdem ich abgefahren war.

Den restlichen Sommer habe ich im Garten gesessen und übers Meer geschaut. Ich habe überlegt, ob ich wieder anfangen sollte zu tauchen. Die Ausrüstung ist ja da. Ich habe Erfahrung. Mir fehlt das Gefühl, mich in einer anderen Welt zu bewegen, die vielleicht besser ist. Tauchen macht mir keine Angst, trotz allem, was passiert ist, aber ich kann nicht das Engagement aufbringen, das nötig wäre. Und ich möchte meine ehemaligen Freunde nicht wiedersehen.

Stattdessen tue ich so, als würde ich mich um die Beete kümmern, und trinke Wein, spiele mit dem fetten Bauernkater Ziggy, der seit ein paar Jahren mein Haus zu seinem Heim erklärt hat, und ertrage den endlosen Zeitabschnitt, der Sommer genannt wird.

Bis jetzt.

Es ist mein vierter Arbeitstag. Tag vier. Mit vier Klienten.